Aus dem Haus- und Familienleben

Die Betten an die Sonne!

Wie zuträglich ein gutes Lüften und Sonnen der Betten ist, weiß jede Hausfrau, nur scheuen viele Hausmütter das öftere Sonnen, weil es mit zu viel Mühe und Arbeit verbunden ist. Wenn man aber nicht ständig die Betten zum Sonnen in Hof oder Garten trägt, so ist die Arbeit nicht so arg. Vermeiden soll man das Sonnen im Juli, da in diesem Monat die Sonne zu scharf ist, am besten eignen sich April, Mai, Juni, August und September zum Sonnen. Niemals soll man mit jedesmaligem Sonnen auch ein Klopfen der Betten verbinden, wiederholtes Klopfen ist den Bettstücken schädlich, es genügt völlig, um sie von Staub und Schmutz für längere Zeit zu befreien, wenn man die Betten einmal im Frühjahr und Herbst klopft. In den angegebenen Monaten sollte man jeden sonnigen Tag zur Durchsonnung der Betten benutzen und die Bettstücke einfach in einem sonnigen Zimmer, durch dessen weitgeöffnete Fenster lichter Sonnenschein flutet, auf ein großes weißes Tuch auf den Boden legen und sie unter wiederholtem Wenden so lange dort sonnen lassen, wie die Sonne hineinscheint. Einmaliges Lüften im Freien im Monat genügt dann vollkommen zur Auffrischung der Betten, man wird dann immer lockere Kissen und Decken haben, auf denen es sich wohl ruhen läßt.

Die Pflege des Kindes nach der Impfung.

Alljährlich um diese Zeit ist nach dem Gesetze die Impfung der einjährigen und der zwölfjährigen Kinder vorzunehmen. Der Arzt hat dabei einige Ritze in den Arm gemacht und damit den Impfstoff aufgetragen. Nach 3 Tagen zeigen sich rote Knötchen, die nach einer Woche dunkelgelb aussehen. Von diesem Tage tritt mehr oder weniger Fieber ein. Vom 4. Tage muß man mit dem Baden des Kindes aufhören; man wäscht es aber gründlich. Sauberkeit ist erste Aufgabe. Man muß auch das Kratzen verhindern. Da hilft gut ein in jeder Apotheke erhältlicher Impfschutz. Ist ein solcher nicht vorhanden, so muß man dem Kinde die Hände nachts festbinden, weil sonst der Impfstoff übertragen oder gar die Impfstelle verunreinigt wird. Sollte das Kind unruhig werden, so trägt man es und gibt Fieberkost. Das so beliebte Umschläge machen ist zu unterlassen. Auch das Oelläppchen ist nicht ratsam. Sollte der Verlauf nicht regelmäßig sein, so zeige man jede Abweichung dem Arzte. Man hüte sich vor „Allheilmittelchen".

Bewährtes Hausmittel für Lungenkranke.

Unter Hinweis auf die vielen Todesfälle wegen Lungenkrankheit bittet uns der Direktor der Verlagsanstalt (Dr. Krumm-Heller) in Halle a. d. S., Herr Ernst Schelhas, folgendes kleine Hausmittel als zuverlässige Abwehr bei Lungenleiden, insbesondere bei Bronchialbeschwerden, dem Leserkreise bekanntzugeben: „Sofort beim Aufstehen des Morgens nehme man sechs Tropfen gereinigtes Terpentin, eine Viertelstunde später acht Tropfen Arnika, sodann trinke man erst den Kaffee." Schon nach wenigen Tagen wird der Kranke Linderung seines Leidens verspüren. Und wenn er diese Kur regelmäßig fortsetzt, wird er nach wenigen Wochen von seinem Leiden geheilt sein. Direktor Schelhas wurde nach sechstägiger Kur von einem langjährigen Bronchialkatarrh geheilt; und ein ihm bekannter junger Mann, von allen Aerzten bereits aufgegeben, ist nach Gebrauch dieses so einfachen Hausmittels heute wieder rüstig und völlig gesund.

Wie pflegt man sein Vöglein im Käfig?

Manche von Euch haben einen Kanarienvogel, einen Stieglitz oder ein anderes Vögelchen. Wie viel Kurzweil bereiten diese lieben Tierlein! Dafür soll man ihnen auch gehörige Pflege angedeihen lassen. Seht alle Tage nach, ob sein Häuschen in Ordnung ist. So ein Vogel braucht alle Tage frisches Wasser zum Trinken, will sich mitunter baden, kann immer hübsch und sauber zu sein. In der Gefangenschaft es sich selber nicht helfen, darum müßt ihr nach dem Rechten sehen. Reinigt ferner jede Woche ein paar Mal die Sitzstangen gründlich, am besten mit einer Lösung von Karbolineum, damit die blutgierigen Milben, die dem Vogel arg zusetzen, vertilgt werden. Der Boden des Käfigs soll mit feinem Sand bedeckt sein und täglich gereinigt werden. Reicht dem kleinen Sänger auch öfter ein frisches Salatblättchen oder ein Schnittchen Obst, ein wenig Zucker und dergleichen, damit er in seiner Nahrung etwas Abwechselung hat. Wer zu bequem ist, sein Vögelchen zu versorgen, der sollte keines halten. Ein solches Piepmätzchen, das die Freiheit entbehrt und in der Gefangenschaft lebt, verdient ganz besonders, daß wir ihm das Leben so vergnüglich gestalten, als wir nur können.

Scherze für die Jugend

Das Lichtschnappen.

Ein Spiel, das zugleich ein ausgezeichnetes Mittel gegen die schlimme „Wasserscheu" ist, besteht darin, daß man eine genügend große Schüssel nimmt, um bequem mit dem Kopfe hineintauchen zu können, diese dreiviertel mit Wasser füllt und ein kleines Licht hineinlegt, so daß es in der Mitte der Schüssel schwimmt. Wer es nun fertig bringt, einzig und allein mit dem Munde das Licht aus dem Wasser zu holen, hat zugleich als Taucher seine Probe bestanden und kann sich etwas darauf einbilden, denn in den seltensten Fällen wird es gelingen, das durch die geringste Berührung untertauchende Lichtstück anders zu bekommen, als daß man ihm kurz entschlossen durch das Wasser nachfährt, es auf den Grund stößt und dann zuschnappt, um es zu erlangen. Dieses kleine Spiel ist als Unterhaltungsstoff sehr dankbar vorzuführen, denn es erregt bei allen Teilnehmern große Heiterkeit.

Konzert.

Die Gesellschaft sitzt im Kreise um den Kapellmeister, wobei jeder genau nachmachen muß, was dieser vorspielt. Macht er die Bewegung des Geigenspiels, so ahmen die anderen es nach; spielt er den Brummbaß, so tun die anderen auch usw. Je schneller der Herr Kapellmeister mit den Instrumenten wechselt, und je absonderlichere Instrumente er wählt, desto lustiger ist das Spiel.

Rätsel-Ecke.

Nr. 20: **Bilder-Rätsel.**



Nr. 21: **Gleichklang.** Er war ein berühmter Komponist,
Sie meidet ein jeder, der friedliebend ist.

Nr. 22: **Volkslieder-Rätsel.**



Welche zwei Volkslieder gibt vorstehendes Bildchen wieder?

Nr. 23: **Streichholz-Aufgabe.**

Mit 15 Streichhölzern soll der Name eines Flusses hergestellt werden, der wohlbekannt ist, den aber noch kein menschliches Auge sah.

Auflösungen aus Nr. 5.

Nr. 16. Scherzfragen: 1. Im Wörterbuch. 2. Die Posamentiere. 3. Die Mode.

Nr. 17. Wort-Rätsel: me ri no
ri va
no va lis.

Nr. 18. Logogriphen: 1. Ast — Aster. 2. Decke — Deckel. 3. Kopf — Knopf.

Nr. 19: Magisches Figuren-Rätsel: Kiesel. — Wiesel.

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl.
Druck und Verlag von P. Becher, Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung und Wesselinger Zeitung

Nr. 6 Sonntag, 15. Mai Jahrgang 1921

Pfingsten!

Pfingsten! herrlich schmückt sich die Natur,
Will des heil'gen Geistes Fest begehen!
Duft und Freudensang in Wald und Flur
Und darüber Gottes Geistes Wehen!
Alles jauchzt dem Herrn, die Menschheit nur
Will ihm schnöd, voll Undank widerstehen, —
Ihm, der Alles, was nur schön hienieden
Schuf dem Menschenvolk zum Glück und Frieden!

Denn es ist der heil'ge Geist, der mild
Uns im Frühlingslicht entgegen strahlet,
Der im Wald, im prangenden Gefild
Blumenkleider formt und färbt und malet.
Ob der Mensch auch, Gottes Ebenbild,
Gottes Gaben nur mit Undank zahlet:
Dennoch sucht mit süßen Melodien
Gottes Geist das Herz empor zu ziehen.

Heil'ger Geist, o steig' auf's Neu' hernieder
Auf die arme, friedensdurst'ge Welt!
Bring' ihr Glauben, Liebe, Frieden wieder,
Gib, daß unter Deinem Gnadenzelt
Froh erklingen Halleluja-lieder
Laut von Pol zu Pol, von Belt zu Belt,
Daß Ein Friedensreich begründet werde,
Daß Ein Hirt nur sei und Eine Herde!

Das Pfingstkleid der Heide

Die Birke ist der eigentliche Pfingstbaum. „Die weiße Frau mit dem grünen Schleier," nennt der Dichter der „Undine" die Birke, und Adolf Stöber erblickt in ihr die Trägerin jugendfröhlicher Gedanken. Mit ihrem frischen, ewiggrünen Laube kränzt die Birke das Pfingstfest, und mit ihrem balsamischen Hauche, welcher dem harzigen Ueberzug der Blätterherzen entströmt, namentlich nach einem Sommerregen, durchduftet sie es.

Der Birke zur Seite stehen die blühenden Ginstersträucher. Sie gleichen, von großen goldgelben Schmetterlingsblüten förmlich überschüttet, züngelnden Feuerflammen zumal wenn der Sonnenglanz eines schönen Tages diese Blüten-Ueberschwenglichkeit umfließt.

Der englische Ginster schmückt zur Blütezeit die Klippen Englands so glänzend, daß man die Begeisterung des großen Linne bei seiner Ankunft in England nachfühlen kann, der bei dem Anblick des blühenden Ginsters auf die Kniee fiel und Gott dankte, daß er so etwas Schönes geschaffen habe. Die Dünen standen alle wie in Flammen von dem goldenen Schimmer der Blüten.

Wenn schon die leblose Natur das hohe Pfingstfest in einem solchen Feierkleide erwartet, um wieviel mehr sollen wir vernunftbegabte Menschen diesen Feiertag in „sonntäglichem Gewande" begrüßen! Das echte sonntägliche Gewand ist aber nicht ein prunkendes Kleid von Wolle, Samt oder Seide, sondern Reinheit des Herzens und innige Gottes- und Nächstenliebe.

Liebeslist

Eine heitere Pfingstgeschichte von Paul Bliß.

Die Familien Baumann und Wilke waren Nachbarsleute und lebten seit vielen Jahren im besten Einvernehmen. So waren ihre beiden Kinder neben einander groß geworden, und als sie nun erwachsen waren, da kamen die Eltern überein, daß aus den beiden jungen Leuten ein Paar werden sollte.

Aber siehe da: den jungen Leuten war damit durchaus nicht gedient, — zwar waren sie immer recht gute Freunde gewesen, nie aber hatten sie daran gedacht, sich zu heiraten, denn jeder von beiden hatte sein Herz bereits anderswo verloren.

Die Sache wurde nun aber, da die Eltern zur Entscheidung drängten, äußerst brenzlich, um so mehr, da Papa Baumann alle Anstalten machte, zum Pfingstfest, bei der üblichen Maibowle, die Verlobung der Kinder feiern zu können.

Der sonst so lustigen Grete Wilke wurde angst und bange, wenn sie an das Pfingstfest dachte. Aber der ebenso lustige Hans Baumann tröstete seine junge Nachbarin: „Sei nur außer Sorge; bis zur Pfingstbowle sind noch vierzehn Tage hin, und bis dahin wird mir schon etwas einfallen, was uns retten soll."

Und wirklich, das Glück war den jungen Liebesleuten hold.

Einige Tage vor Pfingsten kam Papa Wilke zu seinem Nachbar und sagte geheimnisvoll, daß er unter der Hand fünfzig Flaschen guten Mosel noch beinahe zu Friedenspreisen kaufen könne, — ob der Nachbar fünfundzwanzig Flaschen davon abnehmen würde.

„Aber mit Freuden", rief Baumann glücklich, „ich brauche ihn ja zu unserer Pfingstbowle."

Nebenan aber stand der junge Hans Baumann, und als er dies Gespräch hörte, war sein Plan fertig.

Am Nachmittag bereits lag der neue Wein im Baumannschen Keller.

Und da stieg der pfiffige Sohn des Hauses heimlich hinunter, riegelte hinter sich ab, entkorkte die fünfundzwanzig Flaschen Wein und entleerte jede Flasche bis auf die Hälfte ihres edlen Inhaltes und ersetzte das Fehlende durch Wasser. Den so gewonnenen Wein aber füllte er in ein Fäßchen, das er sorgsam beiseite brachte.

Und nun ging das Unheil seinen Weg.

Vier Tage später feierte Herr Baumann seinen Geburtstag. Den ganzen Tag über kamen und gingen Gratulanten, jeder trank von dem bewußten Moselwein, und jeder zog ein komisches Gesicht. Keiner aber sagte etwas. Ganz zuletzt erst kam Schneider Martin, und der konnte es sich nicht verkneifen, zu sagen, daß der Wein doch einen recht komischen Geschmack habe, und das dieselbe Marke nebenan beim Nachbar Wilke ganz anders schmecke.

„Wieso denn? Wonach denn?" fragte Baumann mit verhaltenem Aerger.

„Tja, — seh'n Sie woll, — der nebenan schmeckt nach Wein, und dieser hier nach Wasser, häjä," sagte der Schneider, zog es aber vor, sich gleich darauf geräuschlos zu empfehlen.

Vater Baumann war ganz außer sich, er hatte bisher seiner Gicht wegen nichts von dem Wein getrunken: jetzt aber probierte er und nun fand er, daß der Schneider recht hatte.

„Er hat mich beschuppst," schrie er, „mich, seinen alten Freund und Nachbar! Und er hat mich lächerlich gemacht, den der Schneider wird doch die Neuigkeit von Haus zu Haus tragen!"

So verbrachte er in heller Wut einige Tage, während deren ihm Hans weit aus dem Wege ging, weil ihm das Gewissen schlug. Und dann kam das holde Pfingstfest heran. Draußen duftete und grünte die ganze Welt: und die Sonne schien mit sommerlicher Kraft.

Aber im Herzen des alten Baumann war es grau und kalt, denn er erhoffte nichts Gutes von diesem Pfingstfest.

Abends dann kamen die geladenen Gäste. Alle erschienen froh und dennoch wollte keine Stimmung aufkommen, bis die bewußte Pfingstbowle in Sicht kam. Man trank und sah sich an.

Jeder lächelte und endlich machte man Witze über die ein bißchen zu stark geratene Bowle.

Scheinbar ruhig hörte Baumann all die Spitzen und Uzereien mit an.

Endlich sagte er: „Ja Kinder, wenn euch die Bowle nicht schmeckt — ich kann nichts dafür, — den Wein hat mein Freund Wilke gekauft."

Einen Augenblick blieb alles still. Dann antwortete der alte Wilke, der vor Aerger ganz weiß geworden war: „Ja, lieber Baumann, als du den Wein von mir bekamst, da war er genau so gut wie der meinige."

„Was willst du damit sagen?" brauste Baumann auf. „Daß du hättest weniger Wasser zugießen sollen!" rief Wilke ebenso erregt.

„Wasser!" schrie Baumann, „ich hätte Wasser zugegossen? du Heimtücker! Mir hast du gemanschten Wein gegeben!"

Wie zwei Kampfhähne fuhren sie aufeinander los. Vergessen war die jahrelange Freundschaft, vergessenn alle Versprechungen und Abmachungen, alles vergessen und verdrängt von dem Zorn, der nun über sie kam und jeder Ueberlegung beraubte.

„Grete, du kommst sofort mit mir!" rief Wilke und wollte sich entfernen.

Da aber trat der Sohn des Hauses dazwischen. Er sah nun, was er angerichtet hatte, — jetzt wollte er auch alles wieder zum guten Ende führen. Und er rief: „Nein, lieber Papa Wilke, bleiben Sie nur ruhig hier! Ich war es, der den Wein panschte!"

„Du warst es?" fragte nun erstaunt der Vater. „Ja, wie kamst du denn dazu?

„Um eure Freundschaft zu entzweien! Deshalb tat ich es!" erwiderte der Sohn mit rotem Kopf.

Baumann sah den Nachbar Wilke an. Keiner begriff das.

Und da fand das lustige Gretel ihren Humor wieder, fröhlich rief sie: „Weshalb er euch entzweien wollte? — ich will es euch sagen! Es war das einzige Mittel, euch von eurem unsinnigen Plan abzubringen! Ueber unsere Köpfe weg habt ihr uns ganz einfach verlobt Wir haben aber auch einen Willen, und wir haben dieselben Trotzköpfe wie ihr — und wir haben uns bereits anderweitig verlobt! So, nun wißt ihr, weshalb der Hans die Pfingstbowle so dünn gemacht hat!"

Na, da klärten sich die Gesichter denn bald wieder auf. Die beiden Nachbarn reichten sich die Hände. Und alles lachte und kicherte. Am meisten aber freuten sich die trinkfesten Gäste, denn jetzt wurde erst die echte und rechte Pfingstbowle gebraut, und als die eingeschenkt wurde, da hatte niemand mehr Grund, sich zu beklagen.

Die beiden überrumpelten Väter aber sahen sich an und nickten sich zu, als wollten sie sagen: Alter und Jugend sind zwei Welten — laß jeden nach seiner Wahl glücklich werden!

Und dann gab man sich mit ungestörter Freude dem Genuß der herrlichen Pfingstbowle hin.

In dem schönen Hause

Im zweiten Stocke des schönen Hauses war es ziemlich lange dunkel geblieben, aber jetzt flimmt auch dort Licht. Die größere Hälfte der Zimmer bewohnt ein Beamter mit Familie, die kleinere ein einzelner, alter Mann. In den Zimmern des Beamten geht es gar lebendig her, denn man gibt dort eine Abendgesellschaft. Man musiziert und soupiert, man ißt Cremes und Torten, man lächelt sich an, während man verstohlen gähnt, man amüsiert sich himmlisch und blickt unbemerkt nach der Uhr, ob die Stunde des Aufbruches noch nicht gekommen. Und diese Stunde kam endlich auch, und alle Gäste waren rasch verschwunden.

„Gott Lob, daß ich das hinter mir habe!" flüstert aufseufzend die Hausfrau, während sie Gläser und Teller forträumt, die Tische säubert und die Lichtreste sorgsam verwahrt.

„Es war sehr animiert, sehr fein!" sagt wohlgefällig der Hausherr und reibt sich, auf- und abgehend, die Hände. „Der Geheime Rat schien sich sehr zu gefallen; ich bin überzeugt, er schlägt mich recht bald zum Rechnungsrat vor. Es wird hübsch klingen: Herr Rat, Frau Rätin!"

„Und was ist dann?" fragt die verständige, immer stille Hausfrau, jetzt fast heftig zurück. „Sind wir dann um ein Haar breit besser daran? Werden unsere Verhältnisse durch den Titel geordneter, wird die Miete für diese, für unsere Einnahme viel zu teuere Wohnung gedeckt? Ich begreife nicht, wie Dich der Hochmut, der Ehrgeiz so verblenden können: wir leben doch wahrlich in allem nur nach außen hin. Alles ist Schein, alles muß der Welt wegen so oder so sein, und dabei ist für uns von keinem wahren Glücke die Rede. Im Gegenteil, im Hause ist überall nur Not und Sorge!"

„Das versteht ihr Frauen nicht, Liebchen," sucht der Mann sie zu beruhigen. „In der Welt ist der Schein alles. Wer nichts zu sein scheint, wird auch nichts, wer nichts zu haben scheint, bleibt — — —" Die Frau schüttelt schmerzlich den Kopf und hört die weise Rede nicht zu Ende. Sie betritt das Schlafzimmer der Kinder, die da so friedlich schlummern, nicht ahnend, wie bang das Mutterherz ihrer Zukunft denkt.

— — —

„Es schien doch, als ob jemand heraufkäme," murmelt der alte Mann, der sich vor einem wurmstichigen Tische in dünnem, fadenscheinigem Schlafrocke eifrig mit dem ordnen vieler Papiere beschäftigt. Er horcht ängstlich, schleicht an die Türe und untersucht Schloß und Riegel derselben. „Ach, drüben ist's noch laut, da ist wohl wieder großer Schmaus; hm, hm! Wird ein Ende mit Schrecken nehmen, mit Schrecken! Der Tor, der! Das nächste mal geht's nicht unter zehn Prozent, und dann immer höher hinauf, noch höher, Not bricht Eisen!" Er kichert still vor sich hin, setzt sich wieder nieder und trommelt sinnend mit den Fingern auf den Tisch. Sein Auge irrt lauernd und unstät umher, über sein tief gefurchtes, hartes Angesicht zieht der Ausdruck wechselnder Gedanken, aber es müssen traurige Gedanken sein, denn sie verschönen das Antlitz des Greises nicht, ja, es ist jetzt widerwärtig anzuschauen. Er erhebt sich noch einmal, um die Vorhänge herunterzulassen, obwohl es ihn freuen müßte, in den lieblichen Herbstabend hinauszuschauen. Aber er fürchtet überall all Lauscher, und er liebt auch nicht den Herbst mit seinen ziehenden Wolken, seinem fallenden Laube, seinem ernsten Mahnen an Endlichkeit und Tod. Auch der Winter mit den langen dunklen Nächten für die Diebe ist ihm verhaßt, er nötigt ihn, sein Zimmer zu erwärmen und viel Licht zu kaufen. Er liebt überhaupt die Natur nicht. Was hat er von ihr? Gibt sie ihm klingende Münze? Er liebt auch die Menschen nicht; sie sind alle treulos und schlecht.

Und so liebt er gar nichts, der Arme? O doch, doch; er liebt den Inhalt der Kisten und Kasten ringsumher, er liebt die Papiere, die er da ordnet, — sein Ein und Alles, sein Denken bei Tag und Nacht. Und so, wie er dasitzt emsig und gebeugt, — ruhelos und angstvoll, — zählend und wieder zählend, — so daß er schon manchen langen Abend, ja manche Nacht, so wird er noch oft sitzen, bis er die letzte dunkle Reise antritt und all den erwucherten Reichtum zurücklassen, sich von seinem goldenen Götzen trennen muß.

O, wie ist er so einsam, der arme Reiche! Zwei schlimme Gäste nur teilen stets mit ihm das Zimmer, ja zogen ihm bis in das Herz hinein: die Habsucht, der Geiz, und längst schon floh das Glück seine Schwelle.

— — —

In den Straßen ist es jetzt ruhig; der Mond zieht voll und glänzend an dem wolkenlosen Firmament empor und gießt sein silbernes Licht über die Baumgruppen, Springbrunnen und Statuen, die den großen Platz vor dem schönen Hause schmücken. Er bestrahlt auch mit hellem Schein das Dach des Hauses und ein kleines Fenster darin. Hier ganz oben wohnt eine „Arbeitsfrau" mit ihrem Söhnchen. Die Frau ist Witwe und arm, aber jung und kräftig; das Kind, ein blonder, schöner Krauskopf mit roten Wangen und fröhlich strahlenden Augen.

„So, mein Söhnchen, nun öffnen wir das Fenster und schauen ein wenig hinaus. 's gab viel zu schaffen heute, jetzt schmeckt die Ruhe süß." Sie schlingt den Arm um den Kleinen, und beide ruhen da oben, eng aneinander geschmiegt, im Wehen der milden Luft, umglänzt von den Strahlen des sanften Gestirnes.

„Ach, Mutterle, es ist gar schön auf der Welt," sagt der Kleine, und sieht freudig rings umher. „Und keiner hat's so gut, wie wir! Gelt, Mutterle?"

Die Frau lacht leise vor sich hin und drückt ihn zärtlich an sich. „Freilich wohl! Hab' ich nicht dich, du Scheim, und zwei starke Arme? Gott sei's gedankt. Bete und arbeite! steht in der Bibel, und wir wollen's immer tun, Kind, da fehlt's uns nie. Wirst dir das Wort behalten?"

Der Knabe schaut aufmerksam lauschend zu ihr empor. „Bete und arbeite," wiederholt er ernsthaft. „Gelt, Mutterle, so ist's richtig? Ich will's nie vergessen." Die Frau faltet fromm die Hände und drückt die Lippen auf ihres Kindes lockig Haupt, und der weiche, silberne Mondschimmer küßt Mutter und Kind und verklärt ihre Gesichter zu wunderbarer Schönheit.

— — —

Und wieder sagten am nächsten Tage viele der Vorübergehenden, indem sie auf das schöne Haus blickten: „Die Glücklichen, die darin wohnen!"

Aber nach dem kleinen Fensterlein im Dache sah niemand hinauf.

(Schluß.)

Wie Christian Witt dem Kaspar Dürr die Valuta erklärte

Von Artur Iger

Christian Witt und Kaspar Dürr saßen in der „Sonne" beim Glase „Mosch't". Kaspar hatte das Ortsblättle abgenommen, das gerade von dem Buben in die Wirtschaft gebracht wurde. Für eine kurze Weile vertiefte er sich, die Pfeife im rechten Mundwinkel, in das Organ der öffentlichen Meinung von Stoffelheim und Umgegend.

„Himmelherrgottsakra", rief Kaspar plötzlich aus, mit der Hand auf den Tisch schlagend, wobei er gleichzeitig die Pfeife aus dem Mundwinkel nahm. „Immer, wenn ma ins Blättle sicht, steht was drinna dun dees große Malher, de Faluta, die bald steigt und dann wieder fallt. Kannscht mer denn dees net aaslege, erklären, Chrischtian? Was isch denn dees, de Faluta?"

Christian nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Moschtglas, machte drei lange Züge aus seiner Pfeife und begann:

„Denk dir amol, mer mache z'samme a Reis nach Konschtanz. Nun ga laafen mer, bis mer ins Schweizerische kumme Hoscht ders denkt?"

„I, i hob mersch denkt", sagt Kaspar.

„Kaum sein mer im Schweizerischn, do geb ich dir a Watsch, daß de denkscht, de Kerbe fallt uffn Dreikeenigschtag. Hoscht dirs denkt?"

Kaspar schweigt.

„Nu, du mußt dir'sch denke, sunscht kann t dir'sch net erschpliere", drängt Christian.

„Nu gut alsdann. Denke kann t mersch so", meint schließlich Kaspar.

„Du laßt dir den Watsch aber net gfalle".

„Nu freilt, denkscht, t holt stille?"

„Du gehscht zum G'richt, t krieg an Ahnklag', und de schweizerische G'richtsherre gibt mir a Strof vun zehn Franken für den Watsch".

„Gut, gut, bekräftigte Kaspar.

„I zohl glei mei Strof", fährt Christian fort, „und loß mer uff a Hundertfrankschein neinzig Franken zurückzohle. Komme mer wieder ins Bodische, dann kriag i für die neinzig Franken dees Siebensache, also sechshundertdreißig deutsche Reichsmark. Dann hoscht du dei Watsch'n un ich hob meine sechshundertdreißig Mark. Welle mersch mache, Kaschpar, gell?" —

„A naa", erwiderte Kaspar, indem er mit dem Bleistift etwas auf dem Papier ausrechnet, „mer kenne es ja aach anderscher mache. I geb dir glei zwoa Watsch'n. Dan uff da linkn und oan uff da rechtn Backn. I krieg a Strof vun zwanzig Franken. I zohl aach glei mei Strof und loß mi uffn Dausendfrankschei neinhundertundachtzig reduhrzohle. Wenn mer denn beide ins Bodische kumme, dann krieg i an die sechsdausendundachthundert Mark. Da hast du deine zwoa Watsch'n, un i hob mei Kapital. Isch dees net a scheeneres G'schäft, gell?"

„Na sikscht," rief Christian aus, „nu woast doch endlich, woas de Faluta isch!"

Der edle Retter

Wer mit seinem Hab und Gut dem Notleidenden zu Hilfe kommt, der hat schon etwas getan, namentlich, wenn es mit eigener Entbehrung geschieht; wer aber seine Gesundheit und seine Glieder auf das Spiel setzt, den Nächsten aus der Gefahr zu reißen, hat wohl noch mehr getan.

Ein Beamter in den Diensten der vereinigten Niederlanden hatte das Unglück, ein Bein zu brechen. Ein tüchtiger Wundarzt richtete ihm jedoch das Bein wieder ein und behandelte ihn so geschickt, daß der Leidende die beste Hoffnung hatte, bald und mit geradem Beine wieder zu genesen. Da lag eines Tages der Beamte auf einem Ruhebette, das wunde Bein auf Kissen ausgestreckt; ein kleines Kind, das Töchterchen seiner Hausleute, kam in das Zimmer, spielte einige Zeit am Kamine, glitt aus und fiel in das Feuer. Das Angstgeschrei des Kindes schnitt dem wackern Beamten durch die Seele. „Wenn ich aufstehe," dachte er, „so wird mein Bein auf das Neue brechen!" Aber es galt das Leben eines Menschen und sein Entschluß war gefaßt. So rasch er konnte, stieg er vom Bette herab und rettete das Kind vom schmerzlichsten Tode. Aber er hatte recht geahnet; sein Bein brach zum zweiten Male. Doch der Gedanke, ein Menschenleben errettet zu haben, gab ihm hinreichenden Ersatz für alle Schmerzen und nie hat er in der Folge seine Tat bereut.

Der Ruf nach innerer Freudigkeit

Von Adam Albert (München).

Wohl zu keiner Zeit war der Ruf nach innerer Freudigkeit so vordringlich als heute, da wir unter dem erbarmungslosen Drucke eines verlorenen Krieges und in der Furcht vor der Zukunft leben. Wir sind geneigt, unsere Schwermut und Verdrossenheit mit unserer Gemütsverfassung zu entschuldigen. Alle starken und alle häßlichen Eindrücke von außen, alle quälenden Gedanken jedoch bekommen keine Gewalt über uns, wenn wir entschlossen das Heilmittel ergreifen, das jedem von uns frei zugänglich ist — die Gottesidee und die Pflege seelischer Eigenschaften. Wir müssen das Gute und Wahre wieder als Kraft empfinden. Das Wissen, der Geist allein machen nicht glücklich. Auch die Seele will ihr Teil. Aus ihr stammt die innere Freudigkeit. Materialisten und Skeptiker haben die Zweifel in die Welt gebracht. Zugegeben: es herrschen viel Haß, Neid, Treulosigkeit, Enttäuschung und Schwindel in der Welt, aber noch niemals haben diese satanischen Uebel, mit denen uns auch unsere Feinde überschütten, die Welt aus den Angeln gehoben. Aller Triumph des Hasses und die Werke der Finsternis haben ihren Verfalltag. Stellen wir uns vertrauensvoll unter die Macht des Glaubens, daß wackere Menschen den Segen des Himmels empfangen, dann stellen wir uns groß über den Alltag mit seiner Schwere und nie aufhörenden Verärgerung. Von der Veräußerlichung finden wir den Weg zum inneren Menschen — ein Weg wahrhaftiger Freude. Wir besitzen noch den guten Kern und die Bereitwilligkeit, gute Früchte zu tragen. Wir sind auch noch fähig zu klaren, guten Entschlüssen und gehobenen, kräftigen Stimmungen. Die Erfahrung aber lehrt: Hadere nicht mit Gott! Kennnen wir nicht alle den Kampf mit der Welt, der hart und unausbleiblich ist? Aber der Kampf mit Gott und der Welt reibt auf.

Die edle Rache

Auf den bayerischen Kurfürsten Max Emanuel wurde, als er gegen Oesterreich kämpfte, in Tirol ein Mordanschlag gemacht, dem er nur durch den Opfertod des Grafen Arco entging. Handel, der Mörder, kam später nach München, in der Meinung, daß ihn da niemand kenne. Er wurde aber doch vertraten, und seine Gegenwart wurde dem Kurfürsten gemeldet.

Dieser hätte nun seinen Frevel rächen und ihn hart bestrafen können. Aber nein! Er schickte ihm zwölf bayerische Taler zum Geschenke und ließ ihm sagen: Er möchte sich in aller Stille aus der Stadt machen, denn er könnte ihm für sein Leben nicht gut stehen, wenn die Bürger seinen Aufenthalt erführen. So rettete der Fürst dem das Leben, der es ihm hatte rauben wollen und belehrte seine Untertanen, wie rühmlich es sei, seinen Feinden zu vergeben.

Geistesgegenwart

James Browne, der Sohn eines reichen englischen Pächters, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualienhandel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der zwölfjährige Knabe aber bewies eine für sein Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich von der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen; sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silbermünzen bei Seite und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfergeld. Einst, an einem schönen Morgen, war er wieder auf dem Wege nach der Stadt; kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, worin sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Hand voll über einen kleinen Graben und sagt zum Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gib dir wenigstens auch die Mühe, es zusammenzulesen." Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen jungen Menschen, der allein und kraftlos dastand, stieg ab und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein während er damit beschäftigt ist, schwingt sich James Browne mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht in gestrecktem Galopp und entschwindet im Nu dessen Augen.

So wußte dieser junge Engländer durch eine sehr zu rechter Zeit betätigte Geistesgegenwart sein Leben und seine übrige Barschaft in Sicherheit zu bringen.